



Patrick Ness | Siobhan Dowd

Sieben Minuten nach Mitternacht

Roman

cbj

Patrick Ness | Siobhan Dowd

Sieben Minuten
nach Mitternacht






PATRICK NESS
Nach einer Idee von
Siobhan Dowd

SIEBEN MINUTEN NACH MITTERNACHT

Illustriert von Jim Kay

Aus dem Englischen von
Bettina Abarbanell





cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

*Mit Dank für Kate Wheeler
P. N.*

1. Auflage 2011
© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe cbj, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Text: © 2011 Patrick Ness,
nach einer Idee von Siobhan Dowd
Illustration: © 2011 Jim Kay
Die englische Originalausgabe
erschien 2011 unter dem Titel:
»A Monster Calls«
bei Walker Books Ltd., UK
Abdruck des Zitats S. 9:
© Hilary Mantel, »An Experiment in Love«;
»Ein Liebesexperiment«,
Übersetzung: © Silvia Morawetz
Übersetzung: Bettina Abarbanell
Lektorat: Martina Patzer
Umschlagkonzeption:
init. Büro für Gestaltung, Bielefeld
MP · Herstellung: AnG
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN 978-3-641-57097-2

www.cbj-verlag.de

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Ich hatte nie das Glück, Siobhan Dowd persönlich zu begegnen. Ich kenne sie, wie wohl die meisten, nur dank ihrer großartigen Bücher. Vier packende Romane für junge Erwachsene, von denen zwei zu ihren Lebzeiten, zwei nach ihrem allzu frühen Tod erschienen sind. Falls Ihr diese Bücher noch nicht gelesen habt, solltet Ihr das so bald wie möglich nachholen.

Dieser Roman wäre Siobhans fünftes Buch geworden. Sie hatte schon die Figuren, ein detailliertes Exposé und einen Anfang. Was sie leider nicht hatte, war Zeit.

Als ich gefragt wurde, ob ich mir vorstellen könnte, ihr Buch zu vollenden, habe ich gezögert. Was ich nicht wollte – nicht *konnte* –, war, den Roman in Siobhans ureigenem Ton zu schreiben. Damit hätte ich ihr, den Lesern, vor allem aber der Geschichte einen Bärendienst erwiesen. Ich glaube nicht, dass gute Literatur auf solche Weise entstehen kann.

Gute Ideen haben es allerdings an sich, weitere gute Ideen hervorzubringen. Und ehe ich mich's versah, stießen Siobhans Überlegungen neue Ideen in mir an, und ich begann jenen unwiderstehlichen Kitzel zu verspüren, nach dem sich jeder Schriftsteller sehnt: den Drang, Wörter zu Papier zu bringen, den Drang, eine Geschichte zu erzählen.

Ich hatte damals das Gefühl – und habe es bis heute –, als sei mir ein Staffelstab in die Hand gedrückt worden; als habe eine

einzigartige Schriftstellerin mir ihre Geschichte mit den Worten übergeben: »Jetzt bist du dran. Lauf los. Stifte Unruhe.« Und das habe ich versucht. Unterwegs gab es für mich nur eine einzige Maxime: ein Buch zu schreiben, das Siobhan gefallen hätte. Das war das Einzige, worauf es mir ankam.

Und jetzt ist es an der Zeit, den Staffelstab an Euch weiterzugeben. Geschichten sind nicht zu Ende, wenn ihre Autoren, egal zu wievielt sie an den Start gegangen sind, sie abgeschlossen haben. Hier ist das, was Siobhan und ich uns ausgedacht haben. Jetzt seid Ihr dran. Lauft los.

Stiftet Unruhe.

Patrick Ness

London, Februar 2011

Für Siobhan





Man ist nur einmal jung, heißt es, aber dauert dieses Jungsein nicht eine lange Zeit? Mehr Jahre, als man aushalten kann.

Hilary Mantel, *Ein Liebesexperiment*





SIEBEN MINUTEN NACH MITTERNACHT

Das Monster tauchte kurz nach Mitternacht auf. Wie das bei Monstern eben üblich ist.

Conor war wach, als es kam.

Er hatte einen Albtraum gehabt. Na gut, nicht *irgendeinen*. *Den* Albtraum. Den einen, den er in letzter Zeit ziemlich oft hatte. Den mit der Finsternis und dem Wind und dem Schrei. Den mit den Händen, die er irgendwann nicht mehr festhalten konnte, egal, wie sehr er sich bemühte. Den, der immer damit endete, dass –

»Geh weg«, flüsterte Conor in die Dunkelheit seines Zimmers hinein, um den Albtraum zurückzudrängen und nicht zuzulassen, dass er ihm in die Wirklichkeit folgte. »Geh jetzt weg.«

Er warf einen Blick auf die Uhr, die seine Mutter ihm auf den Nachttisch gestellt hatte. 00:07. Sieben Minuten nach Mitternacht. Das war spät, wenn man am nächsten Tag Schule hatte, für eine Sonntagnacht auf jeden Fall sehr spät.

Er hatte niemandem von dem Albtraum erzählt.

Seiner Mutter natürlich sowieso nicht, aber auch sonst keinem, nicht seinem Vater, mit dem er alle zwei Wochen (oder so) telefonierte, *schon gar nicht* seiner Großmutter und auch in der Schule niemandem. Ganz bestimmt nicht.

Was in dem Albtraum geschah, brauchte außer ihm nie jemand zu erfahren.

Conor blinzelte benommen, dann stutzte er. Irgendetwas war seltsam. Er wurde noch ein bisschen munterer und setzte sich in seinem Bett auf. Der Albtraum zog sich an die Ränder seines Bewusstseins zurück, aber da war etwas anderes, was er nicht genau zuordnen konnte, etwas Merkwürdiges, etwas –

Er lauschte angestrengt in die Stille, hörte jedoch nichts als die Geräusche des ruhigen Hauses um sich herum, hier und da ein leises Knacken von unten oder das Geraschel des Bettzeugs seiner Mutter im Zimmer nebenan.

Sonst nichts.

Und dann doch etwas. Und zwar ganz offenkundig das, was ihn geweckt hatte.

Jemand rief seinen Namen.

Conor.

Er verspürte einen Anflug von Panik und sein Magen krampfte sich zusammen. War es ihm gefolgt? War es irgendwie aus dem Albtraum herausgetreten und –?

»Sei nicht blöd«, sagte er zu sich selbst. »Du bist zu alt für Monster.«

Und das stimmte. Er war vergangenen Monat dreizehn geworden. Monster waren etwas für Babys. Für Hosenscheißer. Für –

Conor.

Da war es wieder. Conor schluckte. Es war ein ungewöhnlich warmer Oktober, und sein Fenster stand noch offen. Vielleicht hatte das Geflüster der Vorhänge in der Brise so geklungen wie –

Conor.

Na gut, der Wind war es nicht. Es war eindeutig eine Stimme, aber keine, die er kannte. Jedenfalls nicht die Stimme seiner Mutter. Es war überhaupt keine Frauenstimme, und einen verrückten Moment lang dachte er, sein Vater sei vielleicht überraschend aus Amerika zu Besuch gekommen und zu spät gelangt, um anzurufen, und –

Conor.

Nein. Nicht sein Vater. Diese Stimme hatte einen ganz eigenartigen, *monsterartigen* Ton, wild und ungezähmt.

Dann hörte er draußen ein gewaltiges Knarren, als tappe etwas Riesengroßes über einen Holzboden.

Er mochte nicht nachsehen. Und zugleich wollte ein Teil von ihm nichts lieber tun als genau das.

Inzwischen hellwach, schlug er die Bettdecke zurück, stand auf und trat ans Fenster. Im fahlen Mondlicht konnte er deutlich den Kirchturm auf dem kleinen Hügel hinter ihrem Haus und davor die Gleise erkennen, zwei geschwungene, massive Stahlbänder, die in der Nacht matt schimmerten. Der zur Kirche gehörende Friedhof, mit all den Grabsteinen, deren Inschriften man kaum noch lesen konnte, lag vom Mondlicht erhellt vor ihm.

Conor sah auch die große Eibe, die sich in der Mitte des Friedhofs erhob, einen Baum, der so alt war, dass es fast so wirkte, als sei er aus demselben Stein gehauen wie die Kirche.

Dass es eine Eibe war, wusste Conor nur, weil seine Mutter es ihm erklärt hatte – früher, als er noch ein kleiner Junge war, damit er die giftigen Beeren nicht aß, und dann wieder im vergangenen Jahr, als sie immer öfter mit diesem seltsamen Ausdruck auf dem Gesicht aus dem Küchenfenster gestarrt und gesagt hatte: »Das ist eine Eibe, weißt du.«

Jetzt hörte er wieder seinen Namen.

Conor.

Als würde er ihm von beiden Seiten in die Ohren geflüstert.

»Was zum –?«, sagte Conor mit klopfendem Herzen. Was auch immer gleich passieren würde – er konnte es plötzlich kaum noch erwarten.

Eine Wolke schob sich vor den Mond und ließ die ganze Landschaft in Dunkelheit versinken, und gleich darauf fegte ein Windstoß vom Hügel herunter in sein Zimmer und bauschte die Vorhänge. Erneut hörte Conor das Knarren und Knacken von Holz, hörte es ächzen und grummeln wie ein lebendiges Wesen, wie den knurrenden Magen der Erde, der nach etwas zu essen verlangte.


Dann zog die Wolke vorüber und das Mondlicht schien wieder.

Auf die Eibe.

Die jetzt mitten in seinem Garten stand.

Und hier war es – das Monster.

Unter Conors Blicken verbanden sich die oberen Äste des Baums zu einem riesengroßen, furchterregenden Gesicht, bildeten Mund, Nase und schimmernde Augen, die seinen Blick erwiderten. Andere Äste wanden sich knackend und ächzend



umeinander, formten zwei lange Arme und dem Stamm zur Seite ein zweites Bein. Der Rest des Baums bildete Rückgrat und Rumpf, und die dünnen Nadeln verwoben sich zu einem wogenden grünen Fell, das sich hob und senkte, als arbeiteten darunter Muskeln und Lungen.

Das Monster überragte bereits Conors Fenster, würde aber immer noch größer, während es sich entfaltete und zu einer kolossalen Gestalt auswuchs, die stark wirkte – *geradezu mächtig*. Es starrte Conor die ganze Zeit an, und er konnte dessen gewaltigen Atem wie Windböen aus seinem Mund entweichen hören. Jetzt legte es seine riesenhaften Hände links und rechts neben Conors Fenster und neigte den Kopf, bis seine großen Augen den ganzen Rahmen ausfüllten und Conor fest in den Blick nahmen. Conors Haus stöhnte leise unter seinem Gewicht.







Und dann sprach das Monster.

Conor O'Malley, sagte es, und ein Schwall warmen, erdig riechenden Atems strömte durch Conors Fenster und wehte ihm die Haare aus der Stirn. Die Stimme war tief und gewaltig und vibrierte so stark, dass Conor sie in seiner Brust spüren konnte.

Ich bin gekommen, um dich zu holen, Conor O'Malley, sagte das Monster und schüttelte das Haus, sodass in Conors Zimmer die Bilder von der Wand krachten und Bücher, die Stereoanlage und ein altes Stoffnashorn zu Boden fielen.

Ein Monster, dachte Conor. Ein richtiges, waschechtes Monster. Im richtigen Leben. Nicht im Traum, sondern hier, vor seinem Fenster.

Gekommen, um ihn zu holen.

Aber Conor lief nicht weg.

Ja er merkte, dass er sich nicht einmal fürchtete.

Alles, was er empfand, seit das Monster sich gezeigt hatte, war wachsende Enttäuschung.

Denn dies war nicht das Monster, mit dem er gerechnet hatte.

»Dann komm doch und hol mich«, sagte er.

Eine seltsame Stille trat ein.

Was hast du gesagt?, fragte das Monster.

Conor verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich hab gesagt, dann komm doch und hol mich.«

Das Monster hielt kurz inne, dann hieb es mit einem Brüllen beide Fäuste gegen das Haus. Conors Zimmerdecke wölbte sich unter den Schlägen und in den Wänden taten sich tiefe Risse auf. Wind fegte durch den Raum und die Luft erzitterte vom wütenden Gebrüll des Monsters.

»Du kannst schreien, so viel du willst«, sagte Conor achselzuckend und fast ohne die Stimme zu erheben. »Ich hab schon Schlimmeres erlebt.«

Das Monster brüllte noch lauter und stieß krachend einen Arm durch Conors Fenster, sodass Glas, Holz und Stein barsten. Eine riesige Astand umfasste Conor und hob ihn vom Boden auf. Sie schwang ihn aus seinem Zimmer hinaus in die Nacht, hoch über den Garten, hielt ihn vor den kreisrunden Mond und quetschte seine Rippen, bis er kaum noch Luft bekam. Conor sah die schiefen Zähne aus hartem, knorrigem Holz im offenen Mund des Monsters und fühlte warmen Atem zu sich heraufsteigen.

Dann stockte das Monster erneut.

Du scheinst ja wirklich keine Angst zu haben.

»Nein«, sagte Conor. »Vor dir jedenfalls nicht.«

Das Monster kniff die Augen zusammen.

Das wirst du noch, sagte es. Bevor es vorbei ist.

Und das Letzte, woran Conor sich erinnerte, war, wie das Monster den Mund sperrangelweit aufriss, um ihn bei lebendigem Leib zu verschlingen.



FRÜHSTÜCK

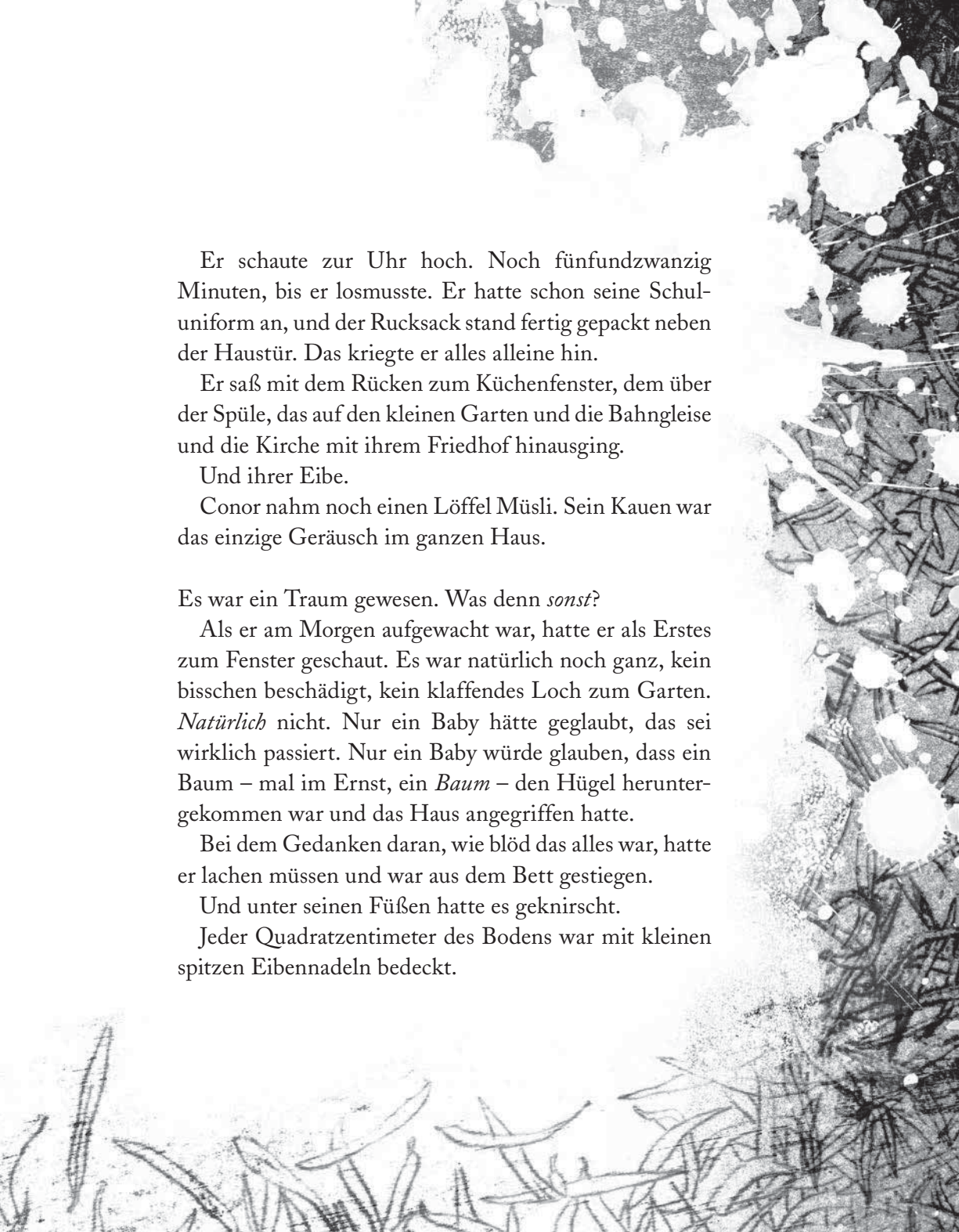
»Mum?«, rief Conor, als er in die Küche kam. Er wusste, dass sie nicht dort war – er hörte den Wasserkocher nicht, den sie immer als Erstes anstellte –, aber in letzter Zeit sagte er oft ihren Namen, bevor er ein Zimmer im Haus betrat. Er wollte sie nicht erschrecken, falls sie versehentlich eingeschlafen sein sollte.

Aber sie war nicht in der Küche. Was bedeutete, dass sie wahrscheinlich noch oben in ihrem Bett lag. Was wiederum bedeutete, dass Conor sich sein Frühstück selbst machen musste, doch daran hatte er sich inzwischen gewöhnt. Gut. *Sehr* gut sogar, vor allem an *diesem* Morgen.

Er ging schnell zum Abfalleimer, stopfte die Plastiktüte, die er bei sich hatte, tief hinein und deckte anderen Abfall darüber, bis sie nicht mehr zu sehen war.

»So«, sagte er laut, stand einen Moment lang da und atmete tief aus. Dann nickte er sich selbst zu und sagte: »Frühstück.«

Eine Scheibe Brot in den Toaster, etwas Müsli in eine Schüssel, ein bisschen Saft in ein Glas, schon war alles fertig und er setzte sich an den kleinen Tisch in der Küche, um zu essen. Seine Mutter hatte ihr eigenes Brot und Müsli, sie kaufte es in einem Reformhaus in der Stadt, und Conor brauchte zum Glück nichts davon zu essen. Es schmeckte genauso trostlos, wie es aussah.



Er schaute zur Uhr hoch. Noch fünfundzwanzig Minuten, bis er losmusste. Er hatte schon seine Schuluniform an, und der Rucksack stand fertig gepackt neben der Haustür. Das kriegte er alles alleine hin.

Er saß mit dem Rücken zum Küchenfenster, dem über der Spüle, das auf den kleinen Garten und die Bahngleise und die Kirche mit ihrem Friedhof hinausging.

Und ihrer Eibe.

Conor nahm noch einen Löffel Müsli. Sein Kauen war das einzige Geräusch im ganzen Haus.

Es war ein Traum gewesen. Was denn *sonst*?

Als er am Morgen aufgewacht war, hatte er als Erstes zum Fenster geschaut. Es war natürlich noch ganz, kein bisschen beschädigt, kein klaffendes Loch zum Garten. *Natürlich* nicht. Nur ein Baby hätte geglaubt, das sei wirklich passiert. Nur ein Baby würde glauben, dass ein Baum – mal im Ernst, ein *Baum* – den Hügel heruntergekommen war und das Haus angegriffen hatte.

Bei dem Gedanken daran, wie blöd das alles war, hatte er lachen müssen und war aus dem Bett gestiegen.

Und unter seinen Füßen hatte es geknirscht.

Jeder Quadratzentimeter des Bodens war mit kleinen spitzen Eibennadeln bedeckt.